

Chronik des Tages.

Die Genfer Ratstagung hat die Hauptfragen der gegenwärtigen Tagung auf die zweite Wochenhälfte zurückgestellt.

Der polnische Außenminister richtete an Litauen eine neue Note in der Wilnafrage.

In Berlin wurde der Deutsche Bergmannstag 1928 eröffnet; es ist der erste Bergmannstag der Nachkriegszeit.

Der nordchinesische Marschall Tschangtscholin ist nach Mukden geflüchtet; er entging mit knapper Not einem Attentat.

Im Alter von 63 Jahren starb in Tientsin der frühere Präsident Chinas, Yuanhuan.

Als Mörder des Berliner Händlers Wilhelm Winter, der am 4. April in der Nähe von Zehlendorf tot aufgefunden worden war, ist der 26 Jahre alte Arbeiter Hugo Olesch aus Berlin verhaftet worden.

Der „Eiserne Gustav“ (Droschkentischer Gustav Hartmann aus Berlin-Wannsee) ist an seinem 69. Geburtstag in Paris eingetroffen und in festlichem Zuge eingeholt worden.

Peking preisgegeben.

Der Generalissimus Nordchinas, Marschall Tschangtscholin, hat Peking verlassen und ist bereits mit einem Panzerwagen nach Mukden zurückgekehrt. Mit dem Herrn sind auch die Diener verschwunden. Peking ist völlig geräumt, kein Soldat des Nordens weilt mehr in der Stadt, auf den Straßen herrscht Ruhe und Erwartung. Die Südarmee stehen vor den Toren! Und es wird nicht mehr lange dauern, dann wird auch in Peking die Flagge des Südens gehißt. Einige Meilen um Peking herum stehen zwar noch ansehnliche Truppenmassen Tschangtscholins, doch ist nicht zu erwarten, daß diese abgekämpften und mutlosen Heerhaufen dem Befehl, noch einmal eine Entscheidungsschlacht zu wagen, Folge leisten werden. Die Fengtien-Abteilungen haben überdies bereits mit dem Süden Fühlung genommen, um ihre alten Fahnen zu verbrennen und die Reihen des Südens zu verstärken. Peking steht somit dem Einmarsch der nationalen Heere offen.

Die Sieger über Peking sind Tschangtscholin, Fenghjuang und der Schansi-General. Der endgültige Sieg über den Norden — denn das bedeutet die Preisgabe Pekings durch Tschangtscholin — ist von ihnen gemeinsam erstritten worden. Wenn auch das nationale Programm Sunjatschens erfüllt werden soll, werden sie auch nach dem Sieg einig miteinander arbeiten müssen. Ob das möglich sein wird, steht heute noch dahin. Es wäre nicht das erste Mal, daß China nach großen Erfolgen zur Wiederaufrichtung eines einzigen Reiches plötzlich wieder arge Rückschläge erlebte, die alles in Frage stellten.

Mit der Einnahme Pekings durch die Südtruppen wird der blutige Kampf in China vorläufig seinen Abschluß finden. Das Tor in die Mandchurei wird von Japan bewacht, so daß der Süden sich den Zugang zur Mandchurei nur mit dem Schwert und im Kampf gegen Japan erstreiten kann. Das dürfte die Sieger kaum beabsichtigen. Japan hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß es nicht gesonnen ist, seine Machtstellung in der Mandchurei preiszugeben, und seine Gewehr bei Fuß stehenden Regimente warnen vor Unüberlegtheiten und Herausforderungen.

Aber auch ohne die Eroberung der Mandchurei werden die Folgen des neuesten Szenenwechsels auf der chinesischen Bühne recht weitreichend sein. Die „achtzehn Provinzen“ des riesigen chinesischen Reiches sind militärisch vom Süden erobert, man wird jetzt daran gehen, sie einheitlich zusammenzufassen und damit nach Jahrzehnten schlimmster Wirren und argsten Habers erstmals wieder eine Regierung einzusetzen, deren Entscheidung in Peking, Hanking, Schanghai und Kanton gilt. Ein derart geschlossenes Reich stellt natürlich einen ganz anderen Machtfaktor dar, als das bisherige vom Bürgerkrieg durchtobte China. Der nationalen Einigung dürfte ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung auf dem Fuße folgen. Für Europa würde das nicht nur die Schaffung neuer Absatzmärkte bedeuten, sondern auch eine Verschärfung der Konkurrenz des fernsten Ostens auf den Weltmärkten. Weitere Einbußen drohen den „Siegermächten“ des Weltkrieges, die vielfach noch veraltete Verträge mit China haben und darin Vorrechte genießen, die ihnen China nicht mehr zugestehen will. Alles in allem sind somit Gründe genug vorhanden, die die Einberufung einer Chinakonferenz nahe legen.

Das gilt besonders noch für England und Amerika, die die militärische Aktion Japans in der Mandchurei mit recht gemischten Gefühlen aufgenommen haben und es nicht an Versuchen fehlen lassen werden, Japan durch eine geschickte Diplomatie aus der Mandchurei wieder herauszumandrieren. Die wirtschaftliche Machtstellung Japans in der Mandchurei wird dadurch natürlich nicht beseitigt werden. Bleibt abzuwarten, ob als letzte Folge dieser Entwicklung sich nicht eine neue Verschärfung des in den letzten Jahren etwas zurückgetretenen amerikanisch-japanischen Gegensatzes herausstellt.

Auf die Dauer werden die Folgen, die mit der Wiederaufrichtung des chinesischen Reiches verbunden sind, sich wirtschaftlich und politisch günstig auswirken müssen. China mit seinen etwa 433 Millionen Menschen ist eng mit der Weltwirtschaft verknüpft, so daß der Bürgerkrieg in China auch auf die europäische Wirtschaft zurückwirkte. Darüber hinaus haben die chinesischen Wirren auch die europäische Politik beeinträchtigt, indem sie die Diplomatie von der Lösung der europäischen Schicksalsfragen ablenkten und die Aufmerksamkeit nach Asien richteten. Das neue Austausch einer „alten Gefahr“, d. h. eine Ent-

wicklung, die China als Macht Europa zur Gefahr werden läßt, ist von der Wiedergenehung Chinas nicht zu befürchten. Heute liegen die Dinge anders.

Attentat auf Tschangtscholin.

Bombenanschlag auf den Marschall während der Flucht nach Mukden. — Verheerende Wirkungen der Explosion. — Zahlreiche Opfer.

Marschall Tschangtscholin, der bisherige Gewalthaber Nordchinas hat die Konsequenz aus den Niederlagen gezogen und Peking geräumt. Zur Flucht nach der Mandchurei benutzte Tschangtscholin einen Sonderzug, den er in Peking in Anwesenheit zahlreicher geladener Gäste und unter klingendem Spiel der Militärlinien betrat. Auf einer Brücke kurz vor der Einfahrt in Mukden wurde auf den Sonderzug ein Bombenanschlag verübt. Die Explosion war von verheerender Wirkung. Mehrere Wagen des Zuges wurden demoliert, das Gefolge des Marschalls hat viele Tote und Verwundete zu beklagen, sogar Tschangtscholin selbst trug Verletzungen an der Stirn davon. Wie verlautet sollen die Verletzungen Tschangtscholins nicht lebensgefährlich sein.



Marschall Tschangtscholin.

Die Einzelheiten des Nordanschlags bedürfen noch der Aufklärung. Auffällig ist die Tatsache, daß die Explosion trotz der Bewachung der Brücke und der Anwesenheit zahlreicher japanischer Truppen stattfinden konnte. Nach der Explosion machte sich eine allgemeine Panik bemerkbar.

Die Maschinengewehrschützen des Marschalls eröffneten ziellos Feuer

und kamen dabei auch mit japanischen Truppen in Konflikt, die sich der Unglücksstätte näherten. Sofort nach dem Anschlag wurde nach den Urhebern gesucht. Mehrere Personen, die in der Umgebung aufgegriffen wurden und als verdächtig gegolten haben sollen, wurden an Ort und Stelle hingerichtet. Danach setzte Tschangtscholin seine Flucht fort und erreichte endlich auf einem Umweg die schützende Mauerstadt.

Nach einer soeben veröffentlichten Darstellung des japanischen Kriegsministeriums soll die Bombe von einem nationalistischen Spion auf die Schienen gelegt worden sein.

Rücktritt Santschuanfangs.

Niederlegung des Oberbefehls. — Kopflose Flucht der Truppen.

Nach einem Telegramm aus Tientsin hat der nordchinesische General Santschuanfang den Oberbefehl über die Heere von Schantung und Tschili niedergelegt und seinen Rückzug von Tientsin angekündigt. Seine Truppen sind weniger als 20 Meilen von Tientsin entfernt, auf das sie sich in Unordnung zurückziehen. Die ausländische Garnison von Tientsin nahm infolgedessen eine Verteidigungsstellung längs der Grenzen der internationalen Konzession ein. Bisher ist die Ordnung nicht gestört worden, obwohl die Japaner genötigt waren, eine Anzahl chinesischer Soldaten zu entwaffnen, die in die Konzession einzudringen suchten.

Flucht in das Gefandtschaftsviertel.

Peking, 5. Juni. Zahlreiche Bewohner Pekings sind in das Gefandtschaftsviertel geflüchtet. Die ausländischen Banken werden überlaufen, da die Chinesen ihre Gelder und Wertpapiere versichern oder in Sicherheit bringen wollen. Zur Zeit sind nur 2000 Mann an ausländischen Truppen in der Stadt.

Die Stuttgarter Kolonialfeier.

Reichsminister a. D. Dr. Vell über die Pflege des kolonialen Gedankens. — Der koloniale Festzug. — Der Ausklang der Tagung.

Die Stuttgarter Tagung der kolonialen Verbände ist beendet. Den Höhepunkt der Tagung bildete ein kolonialer Festzug durch die Straßen der Stadt, bei dem man viele Fahnen und bunte Uniformen sah. Schutztruppenreiter mit Standarten und Festwagen gaben dem Festzug ein besonderes Gepräge. Auch verschiedene Gruppen Schwarzer marschierten im Zuge. Das Ziel war der große Schloßhof, wo eine große koloniale Kundgebung und Gefallenengedenkfeier stattfand. Nach dem Aufmarsch der Ehrenkompanie der Reichswehr und der württembergischen Volkstocher sprach der frühere Reichs-

kolonialminister Dr. Vell, der darauf hinwies, daß wir ohne Unterschied der Parteien und Berufsgruppen diese feierlich-ernste Stunde nicht vorübergehen lassen wollen, ohne uns

in dankbarem Gedenken an unsere gefallenen Soldaten erneut zu bekennen zur Pflege des kolonialen Gedankens in friedlicher und schaffensfreudiger Aufbauarbeit für Kultur und Wirtschaft. Trotz des schmerzlichen Verlustes unserer deutschen Kolonialgebiete dürfe der koloniale Gedanke nie bei uns erlöschen.

Der letzte Gouverneur der deutschen Südsee, Erzjellenz v. Haber, dankte der württembergischen Schutzpolizei für die Übernahme der Tradition der Südsee-Extruppen und enthielt dann eine Südsee-Gefallenentafel zum Gedächtnis der in der Südsee Gefallenen. Polizeipräsident Kläiber übernahm die Ehrenfahne in die Obhut der württembergischen Schutzpolizei. Sodann folgten zahlreiche Kranzniederlegungen. Mit dem Deutschlandlied und dem Abmarsch der Truppen und Vereine endete die machtvolle Kundgebung, der zahlreiche prominente Persönlichkeiten beigewohnt hatten.

Das Genfer Arbeitsprogramm.

Die Hauptfragen der 50. Ratstagung zurückgestellt. Baldige Entscheidung über die Minderheitenklausel. Der Streit zwischen Polen und Litauen.

Wie aus Genf gemeldet wird, sind die Hauptfragen der 50. Ratstagung, die wie üblich mit einer nichtöffentlichen Sitzung zur Genehmigung der Tagesordnung ihren Anfang nahm, auf die zweite Wochenhälfte zurückgestellt worden. Der erste Teil der Tagung wird im wesentlichen nur wegen der Entscheidung über die schwebenden Minderheitenfragen, besonders wegen der deutschen Minderheiten in Ostoberschlesien von Interesse sein. Hier sieht Polen wieder einmal auf der Anlageliste. Mittlerweile scheint man das Mißliche dieser Lage auch in Warschau erkannt zu haben, und so hat denn Polen geglaubt, die jetzige Ratstagung auch einmal mit einer polnischen Minderheitenklage, mit einer — nebenbei bemerkt völlig grundlosen — Beschwerde des Polenbundes in Deutschland beschließen zu müssen.

Eine weitere Rührigkeit zeigte Polen in seinem Streit mit Litauen.

Die polnisch-litauische Frage wird frühestens Mittwoch zur Debatte gestellt werden, das hindert jedoch nicht, daß man schon am ersten Tage außerhalb der Ratstagung sich mit dieser Angelegenheit befaßte. Woldemaras sieht sich vermehrt Schwierigkeiten bei der Vertretung seines Standpunktes gegenüber. Polen hat in Romo gegen die Proklamierung Wilnas zur litauischen Hauptstadt protestiert und zur Stärkung seiner Position auch den Ratstagmitgliedern eine Abschrift der Protestnote überreichen lassen.

Nach den Dispositionen des Rates soll der ungarisch-rumänische Diktator Freitag am Freitag zur Verhandlung kommen. Obwohl Rumänien bei seinem Widerstand gegen die Minderheitenklage des Rates bleibt, glaubt man in ungarischen Kreisen annehmen zu dürfen, daß der Rat nunmehr durch Ernennung der beiden neutralen Vorsitzenden in das ungarisch-rumänische Schiedsgericht zur Verwirklichung seines Beschlusses schreitet.

Sächsisches

Dresden. Aus Anlaß der Tagung des Landesverbandes ehemaliger Schützen 108 wurde nach einem Festgottesdienst in der Garnisonkirche am Mannplatz die Gedächtnisstätte für die im Weltkrieg gefallenen Schützen nebst Bronzetafel feierlich eingeweiht. Die Festrede hielt Generalleutnant a. D. Graf Vitzthum von Eckstädt. Die Traditionskompanie des Infanterie-Regt. Nr. 10 erwies mit Bataillonsmusik die militärischen Ehren.

Schwarzwald. Auf der Sauerstraße ereignete sich ein schwerer Verkehrsunfall. Der Kraftwagen des Wiersantobesetzers R. h. ne fuhr von hinten in ein Langholzfuhrwerk, dessen hinterer Teil unbeleuchtet war. Durch den heftigen Zusammenstoß durchbohrte ein Baumstamm die Bindungsschleife und das hintere Verdeck des Wagens, dessen Fenster schwere Bruchstücke und Baugleichungen erlitt, so daß er ins Gallenberg Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Der Fahrer des Langholzfuhrwerks, Johann Müller aus Ebersbach, besah die Rücksichtslosigkeit, seine Fahrt fortzusetzen ohne sich um den verletzten Chauffeur zu kümmern.

Leipzig. In Bacha a. sieben zwei Motorradfahrer an einer Straßenkreuzung in voller Fahrt zusammen. Die beiden Motorradfahrer und ihre beiden Mitfahrer wurden auf die Straße geschleudert. Bei zweiten waren die Verletzungen so schwer daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Die anderen beiden kamen mit leichteren Verletzungen davon.

Nixdorf. Eine dreifache Hochzeit wurde in Nixdorf im Hause des Metallwarenerzeugers Franz Stelmeyer gefeiert. Er selbst beging mit seiner Gattin Anna das Fest der silbernen Hochzeit. Zu gleicher Zeit aber fand auch die grüne Hochzeit seiner Tochter und ebenso die grüne Hochzeit seines Sohnes statt.

Die Wanderausstellung in Leipzig.

Die Mobilmachung der Tiere. Die große Tierchau der Wanderausstellung, die die erlesensten Rasttiere aus allen Teilen des Reichs



Abendstunde

Unterhaltungs-Beilage zur Weißeritz-Zeitung

Im Kampf um Liebe.

Roman von Rudolf Jollinger.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)



„Ergenster Diener, Herr Rodek! In diesem winzigen München kann man natürlich keine hundert Schritte tun, ohne jedem seiner hiesigen Bekannten zu begegnen. Ueberflüssig, hinzuzufügen, daß ich in diesem Falle sehr erfreut darüber bin. Sie befinden sich vortrefflich, wie ich hoffe?“

Hermann Rodek kämpfte mit sich selbst, ob er die Anrede des Amerikaners erwidern, oder ihn einfach stehen lassen sollte. Aber er entschied sich dann doch für das erstere. Dieser gehörte offenbar zu den Menschen, denen man seine Verachtung deutlicher kundgeben muß als damit, daß man sie bloß ignoriert. Sokehrte er ihm denn sein Gesicht wieder zu und sagte, ohne die Hand zum Hute zu erheben:

„Die Freude ist jedenfalls nur auf Ihrer Seite, Herr Langheld! Denn: ich für meine Person hätte mir wahrlich alles andere eher gewünscht, als eine nochmalige Begegnung mit Ihnen.“

„Oh!“ machte der Yankee mit einem trockenen Lachen. „Das ist zwar nicht sehr höflich, aber immerhin aufrichtig. Und ich schätze die Aufrichtigkeit über alles. Sogar noch höher als die Dankbarkeit. Sie dürfen versichert sein, mein werter Herr Rodek, daß ich noch nie mit eines Menschen Dankbarkeit gerechnet habe — also auch nicht mit der Ihrigen.“

Unverschämtheit, die eine gewisse Grenze überschreitet, bleibt niemals ganz ohne Wirkung. Das mußte auch Hermann Rodek in diesem Augenblick empfinden. Statt die Unterhaltung mit einem kurzen Wort tiefster Geringschätzung abzubrechen, starrte er dem Manne fast betroffen ins Gesicht und erwiderte:

„Mit meiner Dankbarkeit? Herr, sind Sie von Sinnen?“

„Ich hoffe — nein! Mein Verstand ist so klar wie mein Gedächtnis. Und ich denke, es kann noch kaum ein Jahr vergangen sein, seit ich eine weite und unbequeme Reise unternahm, um Ihnen zu einem Vermögen zu verhelfen.“

„Um mir die ungeheuerlichsten Lügen aufzutischen und die schamlosesten Anträge zu machen, wollen Sie sagen!“

Wilhelm Langheld drehte den Raubvogelkopf nach dem Hotel zurück und ließ seine Augen über die Fensterreihe des ersten Stockwerks hinstreifen; dann zog er ein paarmal an seiner schwach glimmenden Pfeife und sagte, wie wenn er die letzten Worte völlig überhört hätte, im leichtesten Plauderton:

„Wenn's Ihnen recht ist, gehen wir ein Stückchen hinüber. Es wäre mir nicht angenehm, wenn

wir uns mit einem unharmonischen Eindruck trennen sollten. Oder wenn ich Sie zu einer Flasche Wein einladen dürfte — —“

„Herr, Sie sind ein —“ wollte Rodek auffahren, aber da traf ihn aus den kleinen, verschmitzten Augen des Amerikaners ein sonderbarer Blick — ein Blick von so bedeutsamer und eindringlicher Mahnung, daß Rodek davor unwillkürlich verstummte. Und die trockene, knarrende Stimme des Langen sprach in unerschütterlicher Gelassenheit weiter:

„Ich bestehe natürlich nicht darauf, wenn Sie mich der Ehre nicht für würdig erachten. Und ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Sie nennen mich einen Lügner. Warum? Weil ich damals gewisse Vermutungen aussprach, die ebensowohl richtig wie unrichtig sein konnten? Bei uns in Amerika ist es unter Gentlemen nicht Sitte, Lüge zu nennen, was schlimmstenfalls doch höchstens ein Irrtum sein kann. Es mochte beim Tode Ihres Onkels auf natürliche Weise hergegangen sein oder auf unnatürliche. Die Welt glaubte das eine, während mir das andere wahrscheinlicher vorkam. Erwies sich meine Annahme als richtig, so bedeutete das für Sie ein Vermögen von etlichen Millionen. Ich hatte den besten Willen, Ihnen dies Vermögen zu verschaffen. Sie schlugen das Geschäft aus. Well — da war nichts weiter zu machen. Am Ende hatten Sie ja auch ganz recht, sich von Anfang an für den angenehmeren Weg zu entscheiden!“

„Das ist Geschwätz! Für welchen angenehmeren Weg sollte ich mich denn Ihrer Meinung nach entschieden haben?“

Der Amerikaner lächelte ihn verständnisinnig an.

„Oh, mein lieber Herr Rodek, Sie sind ein smarterer, junger Mann — so smart, daß Sie ohne Zweifel auch drüben bei uns Ihr Glück machen würden! Es ist eine schöne Sache, für Recht und Gerechtigkeit zu kämpfen und nachher als Sieger die Beute in die Tasche zu stecken. Aber es ist sicherlich noch schöner, wenn man sich ohne Kampf der Beute bemächtigen kann. Namentlich, wenn man auf solche Art der Notwendigkeit überhoben wird, sie mit einem Mitkämpfer zu teilen. Wir verstehen uns — nicht wahr?“

„Nein, zum Henker, ich verstehe nicht ein Wort von alledem, was Sie da reden! Von einem Kampf für Recht und Gerechtigkeit konnte doch gar keine Rede sein, da alles, was Sie mir von einem an Jens Jense verübten Verbrechen vorgeschwätzt, sich auf den ersten Blick als eitel Hirngespinnst erwies!“

„Auf den ersten Blick — das heißt: auf den ersten Blick, den Sie in Fräulein Luisas schöne Augen geworfen.



Bege mit pfen Mann wald

Mr.

Dippro res hält die Stad ab. Dies den. Diesmal erstmalig vorstehend die erfim und widn tag früh Scheibe, geleiſtet wofenden nung w Ausſchuf dessen G der Sch Niederl schließ Arthur „geschäff hervor, bericht n schlossen bebaltun sei aller Mark), Erfüllun Gärtenf bergang

„Oh, ich nehme Ihnen das nicht übel! Wenn ich in Ihren Jahren wäre, ich schähe, daß ich es dann genau so gemacht hätte. Man führt nicht ohne zwingende Notwendigkeit Krieg gegen eine Frau, die zu hassen viel weniger amüsant ist, als sie zu lieben.“

Rodeck blieb stehen.

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mir Ihre Unverschämtheiten und Tollheiten anzuhören! Deuten Sie meine Handlungsweise, wie es Ihnen gefällt! Was habe ich mit Ihnen zu schaffen?“

„Mehr vielleicht, als Sie glauben, Verehrtester! — Denn ob Sie zum Ziele kommen oder nicht, es wird einzig davon abhängen, ob Sie mich zum Freunde oder zum Feinde haben!“

„Jetzt zweifelte Rodeck nicht länger, daß der ehrenwerte Herr Langheld in noch höherem Maße ein Tollhäusler als ein Halunke war. Aber wie verschroben und ungeheuerlich auch immer die Gedankengänge des verrückten Amerikaners sein mochten, das eine schien doch sicher, daß er in einer gewissen Verbindung mit Luísa stand, und daß er über ihren Verkehr mit ihm irgendwie unterrichtet sein mußte. Das war sonderbar genug, um das Verlangen nach einer Aufklärung in ihm zu wecken. Darum zwang er noch einmal seinen Widerwillen nieder und sagte:

„Angenommen, daß ich Ihrer Feindschaft den Vorzug gäbe, was würden Sie dann tun, um mich an der Erreichung meiner Pläne zu hindern?“

„Fragen Sie mich lieber, was ich tun werde, wenn wir Freunde bleiben. Denn Sie werden nicht zum zweiten Male die Torheit begehen, meine guten Dienste zurückzuweisen. Sie sehen doch, mein lieber Herr Rodeck, daß ich gut informiert bin. Besser vermutlich als Sie selbst. Denn ich kann Ihnen im Vertrauen mitteilen, daß sich Jens Jenssens nachgelassenes Vermögen im Verlauf des letzten Jahres um nahezu eine Million vermehrt hat — ganz ohne alles Zutun — lediglich dank der Genialität meines armen, verkannten Freundes. Er hatte nämlich einen Teil seiner Kapitalien in Terrains angelegt, von denen sich damals, als er sie erwarb, kein Mensch irgendeine Rentabilität versprach. Jetzt, da man sie für den Bau einer Eisenbahn braucht, hat man dem Fräulein Magnus den vierfachen Preis dafür gezahlt. Und bei dem wunderbaren Scharfblick Ihres seligen Onkels ist es sehr wahrscheinlich, daß seiner Erbin noch einige Ueberraschungen ähnlicher Art bevorstehen. Sie können sich also vorstellen, daß die junge Dame keine schlechte Partie ist, und daß sie nur ihre reizenden Händchen auszustrecken braucht, um an jedem Finger ein Duzend Bewerber zu haben. Wenn Sie nicht wollen, daß ein anderer Ihnen den Rang abläuft, so müssen Sie ihre Chancen ausnutzen und dürfen Ihre Zeit nicht verlieren. Am wenigsten aber dürfen Sie daran denken, es mit mir zu verderben!“

„Warum gerade mit Ihnen nicht? Stehen Sie mit Fräulein Magnus denn überhaupt in irgendwelcher Verbindung?“

„In einer Verbindung, die nur ihr Tod oder der meinige lösen könnten!“

„Das ist eine Bülge!“ fuhr der Maler auf. „Die dümmste und plumpste von allen, zu denen Sie sich bisher verfliegen haben. Wie käme sie dazu, sich mit einem Menschen von Ihrer Art einzulassen?“

Der Amerikaner zuckte die Achseln.

„Frauenherzen sind unberechenbar, mein Bester! Nehmen wir an, sie hätte Gefallen an mir gefunden, weil sie mich als einen uneigennütigen und gutmütigen Menschen kennengelernt hat. Es ist eben von jeher meine Schwäche gewesen, mich für andere aufzuopfern. Und ein alleinstehendes, junges Mädchen braucht doch nun mal einen älteren Freund und Berater!“

„Ich glaube Ihnen natürlich kein Wort. Aber ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Wilhelm Langheld! Wenn es Ihnen wirklich gelungen sein sollte, sich an

Fräulein Magnus heranzudrängen, so werde ich dafür sorgen, daß sie Sie noch heute von sich abschüttelt!“

„Ah!“ machte der Lange in erheuchelter Ueberraschung. „Und wie, wenn es erlaubt ist, danach zu fragen, wie wollen Sie das anfangen?“

„Sehr einfach damit, daß ich Sie in Ihrer ganzen Nichtswürdigkeit vor ihr entlarve. Sie soll alles erfahren, was Sie ihr damals nachsagten, und was Sie gegen sie zu unternehmen beabsichtigten.“

„Das wäre freilich furchtbar — wenn auch nicht eben für mich, so doch sicherlich für Sie, mein werter, junger Freund! Denn in derselben Stunde, da Sie sich zu einer so ungeheuerlichen Dummheit verleiten ließen, würden Sie natürlich alle Ihre Hoffnungen begraben müssen! Ich warne Sie also. Aus gutem Herzen warne ich Sie. Es wäre Jammer schade, wenn sich Ihre schönen Zukunftspläne wegen einer knabenhaften Torheit zerschlagen sollten. Die reizende Luísa ist ja wie für Sie geschaffen. Und da ich leider zu alt bin, um sie selber zu heiraten, hatte ich eine aufrichtige Freude an der Vorstellung, sie Ihnen zu geben.“

Hermann Rodeck maß ihn mit einem letzten, geringschätigen Blick; dann, ohne weiter ein Wort zu sprechen, kehrte er ihm den Rücken und ließ ihn stehen. Es war ihm, als hörte er ein kurzes, heiseres Lachen hinter sich dreinschallen, aber er wurde dadurch nicht in Versuchung geführt, sich noch einmal umzuwenden. Ob Luísa diesen widerwärtigen Menschen ihrer Freundschaft würdigte oder nicht, er selber wollte sich jedenfalls nicht durch eine nochmalige Berührung mit ihm besudeln.

Am nächsten Tage, auf die Minute pünktlich zur festgesetzten Stunde, erschien Luísa Magnus in Hermann Rodecks Atelier. Sie strahlte in Heiterkeit und war schön wie eine Göttin. Der Maler aber hatte seine guten Vorsätze noch nicht vergessen. Wohl fühlte er sich bei ihrem Anblick wie von einem Blutstrom durchrieselt, und sein Herz schlug in schnelleren Pulsen; doch er behielt sich in der Gewalt und hütete seine Worte wie seine Blicke und seine Gebärden. In der Erwartung des schönen Modells hatte er die Staffelei mit dem angefangenen Bilde bereits in die geeignete Beleuchtung gerückt, und mit freundlicher Sachlichkeit wollte er Luísa die Stellung anweisen, deren er bedurfte. Aber sie hatte noch kaum in dem für sie zurechtgerückten Sessel Platz genommen, als sie schon wieder, wie von unbezähmbarer Unruhe getrieben, aufsprang und mit einem allerliebsten Ausdruck kindlicher Bitte zu Rodeck aufschah.

„Werden Sie mir böse sein, wenn ich Ihnen eine ganz unartige Zumutung mache?“ fragte sie in aufrichtiger oder erheuchelter Zaghaftigkeit. Und da er, ohne seine ernste Miene zu ändern, nur durch eine Bewegung der Schultern antwortete, fuhr sie fort:

„Ich kann heute nicht sitzen — wirklich, ich kann nicht! Es ist mir ganz unmöglich!“

„Auch heute nicht, Fräulein Magnus? Auf solche Art werden wir freilich, wie ich fürchte, mit Ihrem Porträt nicht so bald fertig werden!“

„Ach, ich hole es schon noch nach! Und an allen kommenden Tagen will ich Ihnen so geduldig stillhalten, daß Sie Ihre Freude an mir haben sollen. Nur heute nicht! Ich bin in einer Stimmung wie ein Kind an seinem Geburtstag.“

Schweigend rückte er die Staffelei beiseite. Es war unmöglich, daß sie sein verändertes Benehmen nicht bemerkte. Aber sie gab sich jedenfalls den Anschein, es zu übersehen.

„Die Bitte, mich von der heutigen Sitzung zu dispensieren, ist übrigens nicht die einzige, die ich auf dem Herzen habe. Ich sagte Ihnen ja schon, daß es sich um eine starke Zumutung an Ihre Liebenswürdigkeit handelt. Ich möchte Sie nämlich entführen.“

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Was fördert Unkraut, als gelinde Luft?
Und was macht Räuber dreist, als zu viel Milde?
Sbakelprare.

Patin Kunst.

Von F. Gebhardt.

(Nachdruck verboten)

Es ist eine wahre Geschichte und schon ein paar Jahrzehnte her, daß sie sich ereignete. Da darf ich sie wohl erzählen.

Zu einer Zeit war's, da eine große Frauenschule, die später Weltruf errang, gegründet worden war, um der durch Kriegsnoth entstandenen wirtschaftlichen Bedrängnis unter Frauen und Mädchen gebildeter Kreise zu steuern, ihre Zukunft sichern zu helfen. Für die praktischen Fächer des Frauenfleißes hatte man schon reichlich Schülerin und, was wichtiger war, auch tüchtige und erfahrene Lehrkräfte gefunden. Aber nicht das Nützliche, auch das Schöne sollte gepflegt werden, so, daß es gleichzeitig dem Frauengeschlechte zum Nutzen gedeihen konnte. Und wo fand man da gleich das junge Weib, Mädchen oder Frau, das lernend sich zur künftigen Lehrerin an der großen Schule entwickeln konnte, ganz so, wie die Gründerin es wünschte?

Die Herrin der Schule und ihre Beraterinnen saßen beisammen und dachten hin und her. Da sprach die eine, die in Sommertagen meist im schönen Thüringer Lande in dörflicher Einsamkeit bei ihrer Sippe hauste: „Ich wüßte wohl ein Mädchen, das die Gabe hat, mit der Nadel die wunderfeinsten Handarbeiten nachzumachen, wenn sie solche einmahl nur gesehen, und die Muster dazu sich selber auszudenken oder aus den Formen der Natur zu selber. Ein junges Kind noch, kaum siebzehnjährig, und ein Bauernmädchen ist es, die Tochter eines armen, mit Kindern aber reich gesegneten Mannes, der auf dem Gutshof meines Vaters einen Kasseherposten innehat. Vielleicht, daß die geschickte, hübsche Lore das Mädchen wäre, das wir brauchen und uns bilden können.“

Die Herrin der Schule sann ein wenig nach und lächelte: „Daß sie ein Landkind ist, das schadet nichts. Sie wird es lernen, städtische Kleider tragen und städtisch sich benehmen. Wenn sie nur sitzsaft, klug und — nicht unansehnlich ist. Denn darauf muß ich halten, daß die Lehrerinnen meiner Schule groß gewachsen und schön von Antlitz sind, weil die Töchter der Vornehmen und Reichen auch in meine Schule gehen sollen, deren Geld ich brauche für die Kermeren, denen die Schule zu Nutz und Frommen dienen soll.“

„Lore ist sogar eine kleine Schönheit,“ versicherte die Beraterin, und ihr ward der Auftrag, das Mädchen nach der großen Stadt und vor die Augen der Schulherrschlerin zu rufen.

Die junge Lore ahnte noch nichts von dem Glück, das ihrer wartete. Sie saß über einer Stickerie, die sie für Geld arbeitete, im Auftrag der Gutsfrau, die ihre Patin war. Es waren ihrer viele zu Hause, und jeder Groschen wurde gebraucht. Darum unterstützte die Patin sie zuweilen durch derartige Bestellungen. Das war freundlich von der Patin. Aber noch jemand anderes hatte Pate gestanden an der kleinen Lore ärmlicher Wiege und ihr den Sinn für Schönheit, das formensichere Auge und die geschickte Hand als Spende für das Leben mitgegeben — das war die Kunst. Sie war es wohl auch, die in der Seele des Bauernkindes seltsame Träume weckte, unklare Träume, wie sie ähnlich der Hirtensohn Joseph gehegt — von einem Berufensein zu Höherem. —

Und die schuld waren, daß Lore Steinhäuser trotz ihrer zahlreichen Geschwister und der Altersgenossinnen innerlich einsam war und äußerlich für hochmütig galt. „Ja, ja, die Lore ist feiner als wir!“ sagten die Mädchen

spöttisch, und die Burschen, gegen die sie sich ablehnend verhielt, zuckten die Achseln: „Für die Steinhäuser-Lore ist bloß ein Prinz gut genug!“

Nun fingen die Träume an, in Erfüllung zu gehen. Die Patin sagte ihr, daß die Verwandte, die Lore auch gut kannte, für sie sorgen, sie in die große Stadt nehmen und in allen feinen und schönen Nadelkünsten gründlich ausbilden lassen wollte, damit sie später eine Lehrerin darin würde. Ob sie wollte? —

Lores Augen leuchteten auf. Und die Eltern waren auch nicht dagegen, daß ihnen die Sorge um die Zukunft der einen Tochter abgenommen würde. So reiste Lore denn nach der großen Stadt ab und stand eines Tages, in Nieder und weitsaltigem Rock mit bunter Schürze, ihr Bündel in der Linken, vor der Herrin der großen Schule. Die fand sogleich Wohlgefallen an der stattlichen, dabei der Anmut nicht entbehrenden Erscheinung des Mädchens, an dem offenen, frischen Gesicht und der ruhig bescheidenen Art ihres Auftretens. Lore zog zu einer älteren, feinen Witwe, die zugleich ihre Umwandlung aus der Landbirne zu einem Stadtfraulein übernahm. Was vorausgesehen worden war, trat bald ein. Schon nach wenigen Wochen hätte niemand mehr in der eifrigen Schülerin, die so außerordentliches Geschick zeigte neben rascher Auffassungsgabe und einem sicheren Benehmen, das Landkind vermutet. Was ihr an Schulbildung mangelte, holte sie ebenfalls leiblich nach, und in der festgesetzten Zeit erlangte sie die Fähigkeit, eine Lehrprüfung für Nadelarbeiten abzulegen. Sich bei einzelnen Meisterinnen weiterbildend, begann sie zugleich, neu eintretende Schülerinnen in den ihr geläufigen Arbeiten zu unterrichten, und ganz wie man gewollt, hatte man so die erste Lehrerin für Kunsthandarbeiten an der neuen Schule gewonnen. Es gab eine große königliche Anstalt in der Stadt, an welcher Jünglinge die Zeichenkunst erlernten, soweit diese sich auf Handwerk und Kunstgewerbe erstreckt. Durch die Fürsprache der Schulleiterin kam Lore als Schülerin hierher und durfte ihr großes, zeichnerisches Talent bilden. Hier, wo es viel freier zuging, als in dem strengen Rahmen der Frauenschule und unter den Augen der gar sittenstrengen Herrin, gefiel es Lore bald viel, viel besser. Fröhlich und ungebunden ging es zu im Kreise der jungen Kunstbiener, schon in den Stunden. Und abends hielten die Jünglinge oft festliche Zusammenkünfte, bei denen sie Freunde mitbrachten und die Frauen und Mädchen ihrer Kreise einluden. Auch die schöne Lore Steinhäuser, ihre Mitschülerin, zählte gewöhnlich zu den geladenen Gästen, und vor ihr tat sich an solchen Abenden eine Welt auf, die ihr das eigentliche Heim dünkte. Alles war Schönheit, Freude und Genuß, von Pflicht nicht die Rede. Hier erst war sie ganz sie selber. Hier wußte niemand von ihrer Herkunft, von genossenen Wohlthaten, von Dankbarkeitspflichten. Die Frauen waren freundlich zu ihr, die Männer, alte und junge, huldigten ihr. Am meisten der eine, Gerhard Dornberg, der Sohn aus vermögendem Hause, ein junger Kaufmann. Noch aber achtete sie sein Werben nicht. Denn sie war jetzt wirklich, was man ihr daheim vorgeworfen hatte. Ihr rascher Aufstieg, das allgemeine Lob hatten sie mit stolzem Bewußtsein ihres Wertes erfüllt, ließen sie das schon Erreichte gering schätzen und nach Höherem streben.

Denn an einem solcher Festabende redete der Leiter der großen königlichen Anstalt mit ihr. Ob sie nicht ihre gegenwärtige Stellung an der Frauenschule aufgeben wolle und an seine Anstalt kommen? Er plane die Errichtung einer Frauenklasse für künstlerische Handarbeit.

Lore sagte weder ja noch nein. In ihrem Herzen aber dachte sie schon an Lösung der alten Pflichten. Und so geschah es, daß sie wiederholt nach festlichen Abenden am anderen Morgen lässig an ihre Arbeit ging, die erste Stunde gar verstreichen ließ, bevor sie damit begann. Das ward der Leiterin verkündet, die ihre lässige Lehrerin zu sich rufen ließ. Lore kam als Schuldbewußte, und darum kam sie voller Trost. Die strengen Blicke ihrer Herrin

trieben das Blut in ihre Stirn. Und jene redete zu ihr mit Worten, die noch strenger waren als die Blicke, die von Pflichtverletzung sprachen und von Un dank. Da wallte ihr Stolz hoch auf. Sie antwortete, daß sie ihre Freiheit sich nicht nehmen lasse und — sagte der bisherigen Gebieterin und Wohlthäterin ihre Dienste auf.

Das trennte sie nun freilich für immer von denen, die ihr zuerst die Bahn geebnet. Sie aber schritt des ungeachtet weiter, der Höhe entgegen.

Sie ward nun in der Tat als Lehrerin an der königlichen Schule angestellt und durfte wirken, ihrer künstlerischen Eigenart gemäß. Bis etwas anderes in ihr Dasein trat: die Liebe. Gerhard Dornberg war es, der nach langem Werben ihr Herz und endlich ihre Hand gewann. Als ihre Verlobung mit dem jungen kaufmännischen Beamten in der Heimat bekannt ward, sagte man dort nicht ohne eine Regung von Spott: „Einen Kaufmann? Wir dachten immer, ein Prinz sei gerade gut genug!“

Sie hatten unrecht mit solchem Spott. Denn in Gerhard Dornberg steckte etwas, das nicht viel geringer war als ein Prinz.

Ihn führte sein Beruf einstmals in ferne, fremde Länder. Und dabei kam es, daß er seinem Vaterlande unendlich wichtige Dienste leisten durfte. Der König des Landes lohnte diese Dienste mit hohen Würden und Ehrennamen, gab ihm ein wichtiges Amt, das ihn in viele Städte und in die höchsten Kreise führte. Und Lore Steinhauser, das Bauernkind, saß neben edelbürtigen Frauen, schöner und stattlicher und stolzer als die meisten unter ihnen, nicht nur so, als ob sie zu ihnen gehörte. Und alle huldigten ihr, suchten ihre Gunst, um durch sie die Gunst des Gatten zu erlangen. Mit Prinzen von Geblüt kam sie zusammen, und keiner, auch nicht, wer es gewußt, hätte gewagt, sie daran zu mahnen, daß ihre Wiege in der ärmlichen Behausung eines Landmanns gestanden hatte. Höher konnte Lore nicht steigen, und ich könnte mein Märchen enden mit dem alten Märchenschluß: „Und wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie heute noch.“

Ob sie noch lebt, das kann ich übrigens nicht sagen. Nur, daß die Tage höchsten Glanzes und stolzen Triumphes für sie längst dahin sind, weil auf Erden alles vergänglich ist und Gerhard Dornberg längst sein Amt niedergelegt, schon, als noch nicht die wilden Weltkriegszeiten ihm solches hätten aus den Händen reißen müssen. Jugendkraft und Schönheit schwanden, auch wohl der schönen Lore Steinhauser. Aber äußerer Reichtum, Sorglosigkeit und alle Füllen des Genusses blieben ihr, solange des Genießens Kräfte reichen. Und seltsam, fast einzig bleibt das Märchen ihres Lebens doch. Weil die Göttin Kunst, die ihren Patenkindern so oft, ach gar so oft mehr Dornen als Rosen auf die Lebenspfade streut, für Lore fast nur Rosen hatte. Freilich, den Kranz des Ruhmes hat sie ihr nie gegeben, niemals nur gezeigt. Was tut das? Sie führte sie dafür zur Tafel irdischen Glückes. Und wenn auch heute vielleicht die Freuden derselben ihr nicht mehr winken, genossen hat sie doch davon in reichem Maße. Und das bleibt ihr eigen, solange sie unter den Sternen atmet. Denn „Ein Glück, das ich genossen, bleibt mein in Ewigkeit!“ —



7 Griegs „Musikhäuschen“. — Eduard Grieg, der berühmte Musiker, führte trotz seines frühzeitig erlangten Ruhmes ein so stilles und zurückgezogenes Leben, daß nur sehr wenig über seine Eigenheiten und Gewohnheiten bekannt wurde. Immerhin hat Griegs bester Freund, William Peters, allerlei Erinnerungen aufgezeichnet, die ein sehr persönliches Charakterbild des Meisters des nordischen Liedes geben. In der Schule fiel der junge Grieg nicht ge-

rade durch besonderen Geist oder Verneiner auf, seine Klugheit benutzte er vielmehr hauptsächlich dazu, sich so häufig wie möglich vom Unterricht zu brüden. Seine erste Leidenschaft galt keineswegs der Musik, sondern dem Apothekerberuf; des 10jährigen Knaben war es merkwürdigerweise einziger Wunsch, Apotheker zu werden. Als Grieg 12 Jahre alt war, wurde seine musikalische Begabung zufällig durch seinen Mathematik- lehrer entdeckt, der am Rande von Griegs Rechenheft hingekrikelte Notizen bemerkte, die einen auffallend entwickelten Sinn für Harmonie verrieten. Dank den Bemühungen des Geigers Ole Bull konnte Grieg nunmehr Musik studieren, und seither hat er nur noch für die Melodien gelebt, die er meist auf Grund alter norwegischer Bauernlieder erfannt. Grieg war als schaffender Künstler vollkommen „Stimmungsmensch“, und selbst seine Gattin durfte nicht im Zimmer verweilen, wenn er komponierte. Eine Zeitlang hatte er sein Arbeitszimmer in einer großen Klavierfabrik in Christiania, wo fortwährend um ihn her Klavier gespielt oder gestimmt wurde und dies war der einzige Lärm, der ihn, wie er versichert, niemals störte. Später siedelte Grieg sich im Sommer a Hardanger Fjord an; da er aber auch hier nicht genügende Ruhe fand, baute er sich schließlich an einem abgelegenen Fle sein Arbeitshäuschen, zu dem kein von anderen Menschen begangener Pfad führte. Das Klavier hatte er so gestellt, daß er, wenn er vor dem Instrument saß, durch das Fenster auf eine weite Strecke hinaus sehen konnte, ob jemand sich seinem Zufluchtsort näherte. Im Winter, wenn die ganze Landschaft tief verschneit war, ragte Grieg: „Musikhäuschen“, wie die Bauern der Umgegend es nannten, wie ein märchenhafter Zwergenbau aus der gewaltigen weißen Fläche. Alltäglich wanderte Grieg frühmorgens zu seinen Musikhäuschen, und gewöhnlich verließ er es erst am späten Abend, um in seine Wohnung zurückzukehren. Das Häuschen war nicht viel mehr als eine roh aus Brettern zusammengegerammelte Hütte, aber für Grieg war es der herrlichste Palast, der tausend Wunder barg; denn hier konnte er schaffen, nur hier war er ganz er selbst. Die Landleute, die Grieg sehr verehrten, hegten auch bald eine große Ehrfurcht vor dem Musikhäuschen, um das sich verschiedene Legenden bildeten. Als aber nach dem ersten auf diese Weise verbrachten Winter der Frühling wieder kam und mit ihm auch die Touristen ihren Einzug hielten, war die Einsamkeit rings um das Häuschen nicht mehr genügend gewährleistet. Grieg beschloß daher, das Haus nach einem noch abgelegeneren Ort transportieren zu lassen, und zu diesem Zweck lud er seine Freunde, die Bauern, zu sich. Ungefähr 50 Bauern folgten diesem Ruf, und mit Gebeln und Stricken wurde das Musikhäuschen an eine ganz versteckte gelegene Stelle des Hochlandes gebracht. Als mit der Aufstellung des Klaviers dieser sonderbare Umzug beendet war, wurde eine kleine Feier veranstaltet. Grieg setzte sich ans Klavier und spielte einen Tanz, dessen Klänge durch die offenen Fenster und Türen ins Freie drangen, während draußen die Paare sich im Kreise drehten. Allmählich ging die lustige Tanzmelodie in die melancholischen Rhythmen einer neuen Komposition des Meisters über, und die Bauern standen ergriffen still, um dem Wunderwerk des Zauberers im „Musikhäuschen“ zu lauschen.

Humor.

Der abscheuliche Mensch. „Warum bist du denn so böse, Alice?“

„Ach, denk' dir nur, Emmi, Hans hat erklärt, ich sei ein hübsches Mädchen, und ich habe zum Spaß gesagt, da müsse er wohl kurzichtig sein.“

„Na, und?“

„Der abscheuliche Mensch meinte, das wäre schon.“